

---

# Vorwort

---

Noch immer geschieht es recht selten, dass sich eine Einzeldisziplin der Psychologie kontinuierlich um methodologische und theoretische Grundlagen und ihre Konsequenzen kümmert. Für die Sozialpsychologie hat sich in Zusammenarbeit mit ihrer Fachgruppe bei der Deutschen Gesellschaft für Psychologie inzwischen das „Hamburger Symposion zur Methodologie der Sozialpsychologie“ etabliert. Die Symposien werden in einem kleinen Kreis von ca. 30 ForscherInnen besucht, die aktiv in dem gewählten Schwerpunktthema tätig sind. Diese Rahmenbedingungen ermöglichen es den TeilnehmerInnen, eine intensive und fruchtbare Diskussion zu führen, ohne die bei Kongressen üblichen Einschränkungen. Dabei ist es das Ziel dieser Symposien, in den gewählten Schwerpunktthemen durch die thematische Verknüpfung und die Interdisziplinarität neue Forschungsimpulse zu setzen. Nicht die Darstellung und der Bericht wohl abgesicherter Resultate sind das Ziel, sondern der Hinweis auf neue Wege, Ergänzungen zu klassischen Sichtweisen, methodologische Grundsatzdiskussionen etc. Es handelt sich also immer um aktuelle Forschung verbunden mit der Frage „Und wie geht es weiter?“.

Bisher wurden bei den veröffentlichten Berichten folgende Schwerpunktthemen bearbeitet:

- a) Sozialpsychologie und Systemtheorie,
- b) Angewandte Sozialpsychologie: das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis,
- c) Einstellungen und Verhalten,
- d) Selbstkonzept und Identität,
- e) Soziale Kognition und empirische Ethikforschung,
- f) Sozialpsychologie der Motivation und Emotion,
- g) Sozialpsychologie der Paarbeziehungen,
- h) Sozialpsychologie der Gruppenleistung,
- i) Sozialpsychologie der Kognition: Soziale Repräsentationen, subjektive Theorien, soziale Einstellungen,
- j) Stress und soziale Unterstützung – Sozialpsychologische Perspektiven,
- k) Leistungsverbesserungen in aufgabenorientierten Kleingruppen,
- l) Sozialpsychologie interkultureller Beziehungen,
- m) Sozialpsychologie wirtschaftlicher Prozesse,
- n) Sozialpsychologie politischer Prozesse,
- o) Methodologische, methodische und historische Entwicklungen in der Sozialpsychologie,
- p) Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie,

- q) Evolutionäre Sozialpsychologie und automatische Prozesse,
- r) Sozialpsychologie und Medien.

Die ersten vier Berichte sind bei dem Verlag „Braunschweiger Studien“ (TU Braunschweig, FB 9, Rebenring 53, 38106 Braunschweig, Fax 0531-3918227) erschienen, die nachfolgenden im Pabst-Verlag veröffentlicht worden. In diesen Berichten werden intensive Diskussionen der entsprechenden Themen aus interdisziplinärer Sicht dargestellt, die zur Weiterarbeit anregen.

Der vorliegende Symposionsbericht hat als Schwerpunktthema „Sozialpsychologie und Werte“. Die Werteforschung hat eine lange Tradition in Sozialpsychologie (Rokeach, Schwartz), Soziologie (Inglehart, Klages), Politologie (Huntington), Entwicklungspsychologie (Piaget, Kohlberg), Kulturpsychologie (Hofstede, Triandis) und Organisationspsychologie (von Rosenstiel). Ferner ist in den letzten Jahren der Bezug zur Ethik bei der Bewertung von Entscheidungen in Form vieler angewandter Ethiken (Medizin-, Wirtschafts-, Tier-, Umwelt-Ethik) hergestellt worden. Es gibt Ethikräte und Ethikkommissionen, die bei schwierigen Wertproblemen die Politik oder die Organisation in ihren Entscheidungen unterstützen sollen. Aufgabe dieses Symposions ist es, die Herangehensweisen der unterschiedlichen Disziplinen daraufhin zu untersuchen, wie sie sich gegenseitig positiv beeinflussen können, um auch theoretisch auf dem Hintergrund der praktischen Philosophie in Verbindung mit empirischen Studien eine positive Entwicklung zu unterstützen. Viele Konflikte des alltäglichen und öffentlichen Lebens haben Wertdifferenzen als Grundlage und sind deshalb für uns alle sehr gefährlich. Die Wissenschaften sind aufgefordert, sich dieser Problematik verstärkt zu stellen. Das Symposium und dieser Symposionsband, der die Inhalte der Symposionsvorträge und darauf aufbauende Forschungsansätze dokumentiert, sollen dabei helfen.

Im *ersten* Kapitel wird die Werteforschung in ihrer Entwicklung von *Klages* (Speyer), dem deutschen Mentor der soziologischen Werteforschung, dargestellt und kritisch reflektiert.

Das *zweite* Kapitel geht dann auf den vermeintlichen Wertewandel in Westdeutschland ein. *Klein* (Köln) beschreibt und diskutiert den im Augenblick zu beobachtenden gegenläufigen Effekt vom Postmaterialismus zum Materialismus.

*Behnke* (Bamberg, München) diskutiert im *dritten* Kapitel die Wertedifferenzen zwischen Bürger und politischem Mandatsträger, wie er vom Bürger wahrgenommen wird. Nur bei einer hohen Übereinstimmung kann die politische Entfremdung des Bürgers klein gehalten werden.

Im *vierten* Kapitel steht die sozialpsychologische Forschung im Zentrum. *Bilsky* (Münster) stellt die Struktur der Wertorientierungen und ihre Stabilität vor dem

Hintergrund des von ihm mitentwickelten, international etablierten Modells dar.

*Strack, Gennerich und Hopf* (Göttingen) wenden sich im *fünften* Kapitel der Frage zu, ob dieses sozialpsychologische Strukturmodell auch über andere Bereiche generalisierbar ist und welche Bedeutung das für eine Sozialpsychologie insgesamt haben könnte.

Das *sechste* Kapitel behandelt die Lebenszielforschung, einen dritten Zugang der Werteforschung neben der soziologischen und sozialpsychologischen Forschungsperspektive. *Opaschowski* (Hamburg), der seit Jahren intensiv die deutschsprachige Forschung auf diesem Gebiet befruchtet hat, stellt die wichtigen Lebensziele und ihre zukünftige Entwicklung dar.

*Witte und Gollan* (Hamburg) verbinden die praktische Philosophie mit der empirischen Sozialpsychologie, indem sie im *siebten* Kapitel das neue Konzept einer präskriptiven Attribution als Rechtfertigung von Handlungen darstellen und die bereits vorhandenen Ergebnisse diskutieren.

Im *achten* Kapitel untersucht *Tanner* (Zürich) das Konzept der „Geschützten Werte“, die nicht verhandelbar sind und folglich auch nicht aus einer konsequentialistischen Ethikposition betrachtet werden können. Diese Werte sind vorwiegend einer deontologischen Perspektive zuzuordnen.

Das *neunte* Kapitel stellt einen weiteren Zugang zur Werteforschung dar. *Maes und Tarnai* (München) verwenden das Wertekonzept auf die Werteforschung an, indem sie die unterschiedlichen Bewertungen der Konsequenzen bei der Erforschung der Gerechte-Welt-Motivation aufzeigen.

Im *zehnten* Kapitel beschreiben *Payrhuber, Granzner-Stuhr und Vitouch* (Wien) den Einfluss des Fernsehens auf die Werthaltungen von Jugendlichen. Das ist der erste Schritt in eine angewandte Perspektive.

Das *elfte* Kapitel wendet das Wertekonzept auf die Führung an – ein zweiter Anwendungsgesichtspunkt, der durch *Eckloff und van Quaquebeke* (Hamburg) eingebracht wird.

Im *zwölften* Kapitel schließlich wird die Werteforschung für die aktuelle Diskussion der Integration von Migranten in die deutsche Kultur herangezogen. *Uslucan* (Potsdam) diskutiert die Wertedifferenzen von Jugendlichen türkischer und deutscher Herkunft.

In diesen zwölf Kapiteln werden von Forschern und Forscherinnen vielfältige Hinweise gegeben, wie bedeutsam die Werteforschung für die wissenschaftlichen Grundlagen, aber auch für die Bewältigung des Alltags ist. Werte sind zentrale Orientierungspunkte, steuern unser Verhalten und sind Grundlage für eine Kultur. Aus dieser zentralen Stellung der Werte und Werthaltungen heraus ist es notwendig, dass die unterschiedlichen Disziplinen in Zukunft verstärkt zusammenarbeiten, um sich diesem höchst komplexen Thema angemessen zuwenden zu können.

Die Aufgabe eines solchen Symposionberichtes ist es, von aktiven Forschern und Forscherinnen aus ihren Spezialgebieten angeregt zu werden, um dann in der Auseinandersetzung mit den Aussagen und Vorschlägen eine eigene, aktuelle Position zu entwickeln. In diesem Falle ist ein solcher Band für die Weiterentwicklung der Sozialpsychologie und der Werteforschung nützlich gewesen. Als Herausgeber bedanken möchte ich mich bei Frau *Dagmar Schacht* für die vielfältigen Arbeiten bei der Organisation zur Erstellung dieses Bandes sowie bei Herrn *Tobias Gollan* für die inhaltlich redaktionelle Arbeit an den Manuskripten.

*Hamburg, Januar 2008*

*Erich H. Witte*

---

# Entstehung, Bedeutung und Zukunft der Werteforschung

*Helmut Klages*

---

*In diesem Beitrag werden die Entstehungsbedingungen und der Entwicklungsverlauf der bisherigen Wert- und Wertwandelsforschung dargelegt, eine Bestandsaufnahme ihrer aktuellen Situation durchgeführt und eine Agenda für zukünftige Forschung skizziert.*

*Während Mitte des 20. Jahrhunderts Werte noch aus religiöser und philosophischer Tradition als unumstrittene Bezugspunkte von Moral aufgefasst wurden, führte die Entwicklung der modernen Werte- und Wertwandelsforschung hingegen zur Betrachtung von Werten als variable Konzepte, die sich zwischen Kulturen und zwischen Individuen unterscheiden und über die Zeit entwickeln können. In der Folge wurde das Wertekonzept in verschiedenen Bereichen angewandter Forschung (und zunehmend auch in der Öffentlichkeit) begeistert als potenziell dominantes Deutungsmuster der gesellschaftlichen Wirklichkeit angenommen. Das Resultat dieser Entwicklung ist hingegen ambivalent: Indem das Werteverständnis auch gesellschaftlich wirksam wurde, löste es sich von der wissenschaftlichen Forschung immer mehr ab und seine Erfolgsdynamik verselbstständigte sich. Heute steht der großen öffentlichen Aufmerksamkeit des Wertebegriffs eine relativ zurückgebliebene, sich nur auf eine schmale Datenbasis berufen könnende und konzeptionell wenig entwickelte Werteforschung gegenüber, deren Forschungsbefunde kaum mehr Einfluss auf die inzwischen feststehenden und änderungsresistent gewordenen Überzeugungen über Werte und Wertwandel seitens der Öffentlichkeit haben und teilweise sogar eher als Störfaktoren rezipiert werden. Um hier eine Versachlichung zu erreichen und Deutungsirritationen beizulegen, muss die empirische Werteforschung stärker aufgestellt werden.*

*Schlüsselwörter: Werte, Wertwandel, Werteforschung, Wertwandelsforschung*

## ***The Development, Meaning and Future of Value Research***

*In this paper, the origin and development of value research and value change will be outlined, followed by a summary of their current trends as well as an agenda for further research.*

*Whereas up to in the middle of the 20th century values were undisputed orientations of morale based on religious and philosophical traditions, the development of modern value research and research of value change led to an assumption of values as variable concepts that are distinct in different cultures and among different individuals. This concept of values was enthusiastically taken over in different areas of applied research (and also by the public) as a potentially dominant way of interpreting social reality. The outcome of this development is quite ambivalent: The value concept became socially effective and, in doing so, was alienated from scientific research. Today, broad public interest in values faces a conceptionally less developed research based on small data pools and outcomes with no impact on almost change-resistant beliefs of values and value change in public. Research findings are even viewed as disruptive factors. In order to reach an objectification and to solve irritation of concepts and interpretations, we will have to enforce empirical value research.*

*Key words: values, value change, value research, research of value change*

### **1. Die Entwicklung der Werteforschung – Entstehungsbedingungen und Erfolgsmerkmale**

#### *Der langwierige Weg zu erforschbaren Werten*

Die Frage nach den „Werten“ gehört zu den allerältesten Fragen, mit denen sich das Denken der Menschen beschäftigte. Über lange Strecken der Geschichte hinweg waren die Werte allerdings eine Domäne der Religionen, später der Philosophie. Werte waren hier wie dort etwas Absolutes, das „Richtige“ schlechthin; sie waren somit auch die scheinbar unverrückbar feststehenden, immer und ewig geltenden, normativ verbindlichen, ggf. auch geheiligten Bezugspunkte der Moral.

Für eine „Werteforschung“ war hier kein Platz. Der nötige Entwicklungsspielraum stellte sich erst ein, als die Relativität der Werte, ihre Unterschiedlichkeit in verschiedenen Kulturen und ihre mögliche Verschiedenartigkeit und Variabilität innerhalb der Kulturen selbst reflexionsfähig wurden. Erst jetzt konnte es zu der berühmten, inzwischen unzählige Male zitierten, viele Möglichkeiten für

empirische Konkretisierungen offenlassenden Formulierung von Clyde Kluckhohn aus den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts kommen, der zufolge ein Wert „eine Auffassung vom Wünschenswerten“ ist, die „explizit oder implizit, sowie für ein Individuum oder eine Gruppe kennzeichnend ist...“ (Kluckhohn, 1951).<sup>1</sup> Tatsächlich finden sich erst in dem damit anvisierten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg die entscheidenden Anstöße zur Entstehung der modernen Werteforschung. Zeitweise kam es in dieser frühen Phase zu einem sehr engen, später leider kaum mehr wiederholten Zusammenwirken verschiedener Disziplinen. Zu denken ist hierbei vor allem an das Großprojekt „Towards a General Theory of Action“, an dem die Soziologen Talcott Parsons und Edward A. Shils, der gerade schon genannte Kulturanthropologe Clyde Kluckhohn und die Psychologen G. W. Allport, H. W. A. Murray, R. R. Sears und E. C. Tolman teilnahmen. Bei den Beteiligten bestand ein Konsens darüber, dass das Wertkonzept für die Weiterentwicklung der Sozial- und Kulturwissenschaften bzw. der Wissenschaften vom Menschen von ausschlaggebender Bedeutung sei. In Übereinstimmung damit erklärte der Sozialpsychologe – und engagierte Werteforscher – Milton Rokeach, das Wertkonzept sei für alle diese Wissenschaften „das“ entscheidende Integrationskonzept (Rokeach, 1971). Hierbei spielte die – heute nach wie vor aktuelle – Auffassung eine Rolle, den „Werten“ komme eine zentrale Rolle bei der Vermittlung zwischen der Makro- und der Mikroebene des gemeinsam interessierenden Gegenstandsbereichs zu und somit seien „Werte“ für die Analyse der Verbindungslinien zwischen „Person“, „Kultur“ und „Gesellschaft“ unverzichtbar.

### *Empirie-abstinente Wertetheorie als Phänomen einer Startphase: Talcott Parsons*

Bei genauerem Hinblicken lässt sich allerdings erkennen, dass es in dieser in vieler Hinsicht sehr produktiven Startphase bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der beteiligten Wissenschaftler noch Schranken gab, welche die Entstehung einer breit ansetzenden und kontinuierlich betriebenen empirischen Werteforschung behinderten. So war für Talcott Parsons, der in der Soziologie der damaligen Zeit eine international führende Rolle spielte, die Beschäftigung mit den Werten eine Angelegenheit, die sich ausschließlich mit theoretischen Mitteln bewältigen ließ, für die man also eine „empirische“ Forschung eigentlich nicht brauchte. Dies hing damit zusammen, dass Parsons der Anschauung war, es gebe in der gesellschaftlichen Wirklichkeit nur eine sehr kleine, problemlos mit dem bloßen Auge überschaubare Zahl grundlegender Wertemuster. Zwar

---

<sup>1</sup> Vgl. zur deutschen Übersetzung Kmiecik (1976).

interessierte ihn der Zusammenhang dieser Muster mit den gesellschaftlichen Strukturen. Aber auch diesbezüglich herrschte, nach seiner Auffassung, äußerste Einfachheit vor. Dieser Zusammenhang ließ sich nämlich, wie er meinte, grundsätzlich auf die Formel der Spiegelbildlichkeit bringen. Genauer gesagt sollten ihm zufolge die bei den Individuen auffindbaren Wertemuster nichts anderes als die psychische Innenseite der jeweils dominierenden gesellschaftlichen Strukturmuster verkörpern. Parsons unterschied vier solcher Strukturmuster und dementsprechend auch vier Grundmuster oder „patterns“ von „value-orientations“, von Wertorientierungen also. Eines davon, nämlich das sogenannte „universalistic-achievement pattern“, sollte ausreichen, um die Wertorientierungen der Gesamtheit der „modernen“ Gesellschaften der Gegenwart jedenfalls in groben Linien zu kennzeichnen. Parsons glaubte fest daran, dass dieses Wertemuster bei den in diesen „modernen“ Gesellschaften lebenden Individuen – oder jedenfalls bei ihrer ganz überwiegenden Mehrheit – tatsächlich auffindbar sei. Diese Gesellschaften würden andernfalls, wie er meinte, zwangsläufig sofort auseinanderfallen. Pointiert ausgedrückt war für ihn die zusammenbruchsfreie Existenz dieser Gesellschaften bereits ein ausreichender Beleg für das faktische Vorherrschen des betreffenden Wertmusters. Es würde für ihn von daher gesehen nutzlos verschwendetes Geld bedeutet haben, in diesen Gesellschaften detaillierte empirische Bestandsaufnahmen von Werten durchzuführen (vgl. insb. verschiedene Textstellen in Parsons, 1964).

### *Die Entdeckung des Wertewandels – Werteforschung als empirische Wertewandelsforschung*

Die Entwicklungslinien der Theoriekonstruktion in den Sozialwissenschaften bewegten sich allerdings seit den 60er Jahren von Parsons weg, indem das Thema des sozialen Wandels in modernen Gesellschaften Aktualität gewann. Der Theorieansatz von Parsons wurde nunmehr als „statisch“ interpretiert und verlief insoweit einer kritischen Infragestellung. Demgegenüber waren Theorien des sozialen Wandels gefragt. Der Beschäftigung mit den Werten war diese Veränderung keineswegs abträglich. Im Gegenteil wurde ihre Bedeutung durch die Entdeckung eines umfassenden und – zu Recht – als äußerst konsequenzenreich angesehenen „Wertewandels“ in den hochentwickelten westlichen Industrienationen sehr gesteigert. Eigentlich ergab sich erst jetzt ein Forschungsfeld für eine kontinuierliche empirische „Werteforschung“, weil die bei den Individuen vorfindlichen Wertorientierungen erst nunmehr als „Variablen“ im vollen Sinne des Wortes verstanden werden konnten. Erstens wurde den Wertorientierungen erst jetzt die Möglichkeit der eigenständigen Bewegung und Veränderung zuerkannt, während sie z.B. bei Parsons – aber z.B. auch noch bei G. Hofstede (2001, S. 11ff.) – als relativ unveränderlich angesehen

worden waren. Zweitens wurden Wertorientierungen erst jetzt als sehr wichtige Einflussgrößen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse erkannt, die diesen zwar nicht unbedingt als primäre und ausschließliche Treiber zugrunde liegen, sondern ihrerseits Einflüssen ausgesetzt sind, die jedoch für eine Vielzahl von Forschungszwecken als „unabhängige“ Variablen von zentraler Bedeutung benutzt werden können.

In der Tat konstituierte sich die nunmehr einsetzende empirische Werteforschung von der Stoßrichtung zahlreicher Arbeiten her gesehen als eine nach der Trendrichtung von Werte-Entwicklungen und -Änderungen und nach deren Wirkungen auf soziales Verhalten fragende „Wertewandelsforschung“. Es charakterisierte die neue Forschungsrichtung zwar, dass viel weniger nach den *Ursachen* von Werten und Wertewandlungen als nach deren *Beschaffenheit* und *Folgen* gefragt wurde. In wissenschaftstheoretischer Bewertungsperspektive war sie somit relativ einseitig gelagert. Unabhängig davon schien sie jedoch prädestiniert, zu einer zentralen Forschungsrichtung zu werden, was mit der analytischen Fruchtbarkeit und vielfältigen Praxisrelevanz der von ihr angebotenen Erkenntnisse zusammenhing. Die Frage nach der konkreten Ausprägung der Wertorientierungen und ihrer beobachtbaren Entwicklung erwies sich als eine Forschungsfrage, von deren Beantwortung man sich eine Fülle von Erklärungen aktueller sozialer Phänomene und von Prognosen zukünftiger sozialer Entwicklungen erhoffen durfte.

### *Das Wertewandelskonzept auf Erfolgskurs*

In der Tat vollzogen sich im Rahmen der neuen Forschungsrichtung seit dem Beginn der 70er Jahre sehr vielversprechende Entwicklungen. Ungeachtet mancher berechtigter Kritiken an seiner Vorgehensweise konnte der Sozialpsychologe Ronald Inglehart mit seinem 1977 erschienenen ersten Wertewandelsbuch (Inglehart, 1977) bereits im Ansatz einen dreifachen wissenschaftlichen Paukenschlag landen. Er konnte erstens, auf international vergleichbare Daten gestützt, einen in mehreren Ländern in gleicher Richtung verlaufenden Wertewandel nachweisen, was ohne jeden Zweifel ein wissenschaftliches Novum allerersten Ranges war. Er konnte zweitens unter Bezugnahme auf den Wertewandel die damals Furore machende studentische Unruhe erklären, die mit herkömmlichen Ansätzen der sozialwissenschaftlichen Schichtungs- oder Klassentheorie schon deshalb nicht deutbar war, weil sie von den Söhnen und Töchtern eines ökonomisch gesicherten Bürgertums ausging. Er konnte drittens dem Wertewandel das schon im Titel seines Buches auftauchende, international Furore machende Codewort einer „silent revolution“, einer „stillen Revolution“ also, zulegen und damit der Werteforschung eine weit über den wissen-

schaftlichen Bereich hinaus wirksam werdende internationale Aufmerksamkeit verschaffen (Inglehart, 1977).

Parallel zu dieser Entwicklung gab es u.a. auch in Deutschland eine ausgesprochene Begeisterung für die Werteforschung, die einem wissenschaftlichen Aufbruch gleichkam. In dem von Peter Kmieciak und mir selbst herausgegebenen Sammelband „Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel“, der 1979 erschien, konnten Beiträge von 55 Autoren zusammengeführt werden. In einem 12 Jahre später von Hans-Jürgen Hippler, Willi Herbert und mir selbst herausgegebenen weiteren Sammelband mit dem Titel „Werte und Wandel“ (Klages, Hippler, & Herbert, 1992) konnte mit Blick auf das zurückliegende Jahrzehnt von einer regelrechten „Empirie-Explosion im Bereich der Werteforschung“ gesprochen werden. Außerdem konnte aber auch auf ein „sehr starkes Eindringen des Wertkonzepts in verschiedene Bereiche angewandter Forschung und Wissenschaftsausübung“ hingewiesen werden. So konnte festgestellt werden, dass sich in der Markt- und Konsumforschung eine Neigung entwickelt hatte, „vom Wertkonzept her“ auf Wandlungen von Konsumgewohnheiten zu schließen. Darüber hinaus konnte ein „Eindringen des Wertkonzepts“ auch für die Pädagogik festgestellt werden. Ähnliches gilt aber auch, so wurde festgestellt, für die politische Psychologie und die politische Kulturforschung. Mit gewissen Intensitätsabstrichen konnte Ähnliches weiter für die Medieninhalts- und Medienwirkungsforschung wie auch für die Organisationsforschung und die personalbezogene Forschung ausgesagt werden. Einwirkungen der Werte- und Wertewandelsforschung konnten darüber hinaus aber auch festgestellt werden für die „Erforschung der Einstellungen zu Arbeit und Freizeit“, für die Familienforschung, für die Bevölkerungsforschung, für die Forschung über soziale Einstellungen zu technischen Großprojekten, für die Erforschung von technikbezogenen sozialen Einstellungen und Verhaltensorientierungen, für die Jugendforschung wie auch für die Erforschung des gesellschaftlichen Chancenpotenzials des freiwilligen sozialen Engagements.

Über alle diese erfolgreichen Einwirkungen des Wertkonzepts auf eine Vielzahl von Einzelforschungsbereichen hinaus konnten des Weiteren aber auch sehr massive Wirkungen auf die „verwissenschaftlichte gesellschaftliche Praxis“ festgestellt werden. Diese Wirkungen ließen sich im Städtebau und „– zumindest in Anfangsstadien – in der Freizeitplanung“, weiter aber auch in der Sportpolitik und -planung, in der Gesundheitspolitik und Umweltpolitik, endlich auch in der Politikplanung im Bereich politischer Parteien und Regierungen beobachten. Ich selbst kann mich an Vorträge vor kompletten Landtagsfraktionen zurückerinnern. Das Wertkonzept spielte aber auch für die „Selbstdarstellung von Organisationen und Verbänden“ eine wichtige Rolle. Angesichts einer kaum mehr überschaubaren Vielzahl von Einwirkungen auf Wissenschaft und Praxis konnte zusammenfassend die kühne Feststellung formuliert werden, es gebe „kaum ein konkurrierendes Deutungsmuster mit einer vergleichbaren

themen- und problemüberspannenden Reichweite und orientierungskräftigen Durchschlagskraft mehr.“ Es konnte gewagt werden, das Deutungsangebot der Werte- und Wertewandelsforschung mit dem historisch-materialistischen Deutungsangebot, mit dem Deutungsangebot älterer Vermassungstheoreme und dem Paradigma der „Postmoderne“ zu konfrontieren, wobei der Wert- und Wertewandelsforschung eine überlegene Position zugeschrieben wurde. Kurz gesagt wurde der Werte- und Wertewandelsforschung – unter Inkaufnahme einer gewissen Unbescheidenheit und unter Zurückstellung gesellschaftstheoretischer Bedenken – der Rang eines zumindest potenziell „dominanten Deutungsmusters der gesellschaftlichen Wirklichkeit“ zuerkannt.

## 2. Kontra-intuitive Begleiterscheinungen und Folgen eines Forschungserfolgs

### *Deutungen und Umdeutungen des Wertewandels in der gesellschaftlichen Diskursdynamik*

Höher hinaus konnte man bei der Einschätzung der Bedeutung der Werte- und Wertewandelsforschung wohl kaum zielen. Was im Rückblick unbescheiden anmutet, erschien damals allerdings durchaus angemessen und situationsgerecht. Eine Zeitlang sprach alle Welt von den „Materialisten“ und den „Postmaterialisten“, d.h. von denjenigen beiden Gruppen von Werteträgern, die R. Inglehart einander gegenübergestellt hatte. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde naturgemäß den „Postmaterialisten“ zuteil, die Ingleharts Diagnose zufolge weltweit im Vordringen waren und die, wie er meinte, die aufmüpfige Speerspitze einer allenthalben spürbaren mentalen Veränderung verkörperten. Allerdings hatten wir selbst schon in der Einleitung zu dem Sammelband von 1979 auf eine *Problem- und Gefahrenseite* der weit über den Wissenschaftsbereich hinaus ausgreifenden „Erfolgsgeschichte“ der Werte- und Wertewandelsforschung aufmerksam gemacht, die bei einem Rückblick nicht ausgelassen werden darf.

Geht man den Quellen der stürmischen Aufwertung der Werte nach, so schrieben wir an der betreffenden Stelle, „dann erkennt man, dass hier sehr verschiedenartige und teils auch gegensätzliche Motive zusammenlaufen“ und dass den Werten „höchst unterschiedliche ...Situationsbezüge, Entstehungs- und Wandlungstendenzen, Ursachen und Wirkungen zugeordnet“ werden, die mit den Ergebnissen der Werte- und Wertewandelsforschung selbst teilweise gar nichts mehr zu tun haben. Mit anderen Worten löste sich das Werte-Verständnis in dem Maße, in dem es gesellschaftlich wirksam wurde, von der Werte-

und Wertewandelsforschung im eigentlichen Sinne ab und verselbstständigte sich ihr gegenüber, auch wenn es sich verschiedentlich noch auf sie berief. Dies galt auch und gerade für die gesellschaftlich wirksam werdenden Vorstellungen hinsichtlich der inhaltlichen Beschaffenheit des Wertewandels. Mit dem Ausdruck „Postmaterialismus“ wurde bald alles und jedes belegt. Auch die Kurzformel „Von Pflicht- und Akzeptanzwerten zu Selbstentfaltungswerten“, die wir selbst alternativ zur Kennzeichnung der Richtung des Wertewandels verwendeten, wurde zwar unzählige Male aufgegriffen, gleichzeitig aber auch einer inhaltlichen Deutungs- und Umdeutungsbeliebigkeit ausgeliefert. Meine eigene Interpretation dieser eigentlich nur für den Zweck einer ersten Vorverständigung bestimmten Kurzformel wurde in einem großen Teil der Fälle entschlossen ausgeblendet. Diese Formel hatte sich inzwischen verselbstständigt. Sie war gewissermaßen zu einer frei verfügbaren, mit kontroversen Inhalten aufladbaren Leerformel geworden, für deren Verwendung man dem Autor keine Rechenschaft mehr schuldig zu sein glaubte, ja die man nicht einmal mehr auf einen Autor zurückführen zu müssen meinte. Was „Wertewandel“ konkret bedeutete, entschied sich bald mehr auf der Grundlage außerwissenschaftlicher Meinungen und Interessenlagen als auf der Grundlage empirischer Ergebnisse.

Damit aber nicht genug. Während eine Majorität von Werteforschern – mich selbst eingeschlossen – dazu neigte, dem Wertewandel eine *positive* Funktion aktiver Anpassung der gesellschaftlichen Mentalität an sozioökonomische Wandlungen und die mit ihnen verbundenen Chancen und Herausforderungen zuzuschreiben, flossen in die *öffentliche* Diskussion und Bewertung des Wertewandels in einem wachsenden Maße *negative* Töne ein. Schon in der Einleitung zu dem Sammelband von 1979 musste festgestellt werden, Werte würden in zunehmendem Maße für faktische oder vermeintliche gesellschaftliche Probleme verantwortlich gemacht. Dies geschah z.B. sehr nachdrücklich in dem weltweit Furore machenden Bestseller „Die Grenzen des Wachstums“, den der Club of Rome der Öffentlichkeit vorgelegt hatte. Die in den Mittelpunkt einer Weltdiagnose gestellte Umweltgefährdung wurde hier einem Vorherrschen falscher Wachstumswerte zugeschrieben. Der angenommenen faktischen Fehlentwicklung der Werte wurde auf normativer Ebene die Forderung nach einem in anderer Richtung, nämlich in Richtung der Schonung natürlicher Ressourcen verlaufenden Wertewandel entgegengestellt. Negative Deutungen erlebte der Wertewandel aber auch in andersartigen Zusammenhängen. So wurden schon frühzeitig Erscheinungen wie die „Staats- und Parteienverdrossenheit“ und eine vieldiskutierte politische „Vertrauenskrise“, außerdem aber auch die Probleme des Alkohol- und Drogenmissbrauchs, die Zunahme psychisch erkrankter und hilfsbedürftiger Menschen, die zeitweilig anwachsende Kriminalität, wie auch die abnehmende Kinderzahl und die zunehmende Scheidungsquote mit

dem Wertewandel – oder genauer gesagt: mit einem angeblich stattfindenden „Werteverfall“ – in Verbindung gebracht.

### *Von der Wertewandels-Diagnose zum Schlagwort eines „Werteverfalls“*

Eben dieses Stichwort des „Werteverfalls“ erlebte in der öffentlichen Diskussion einen nachhaltigen, bis heute nachwirkenden Aufschwung und verdrängte in vielen Fällen das Wort – und zusammen mit ihm teils auch den Begriff – „Wertewandel“. Es zeigte sich, dass das Negativwort „Werteverfall“ den Dramatisierungsbedürfnissen der Medien mehr entgegenkam als das neutral anmutende Wort „Wertewandel“, das schon von daher eher in den Hintergrund trat. Es ließen sich allerdings auch manche gesellschaftskritische Publizisten und Zeitdeuter, die zur empirischen Forschung kein unmittelbares Verhältnis hatten, von dem Wort „Werteverfall“ faszinieren. Hinzu kam außerdem, dass viele Politiker Anlass sahen, mit einer unter dem Einfluss des Wertewandels aufmüpfiger und autoritätskritischer werdenden Gesellschaft unzufrieden zu sein und deshalb die Formel vom „Werteverfall“ aufgriffen. So konnte es geschehen, dass z.B. die Neigung vieler Menschen zu einer kritischen Bewertung der politischen Parteien und zur Zurückhaltung ihnen gegenüber als Ergebnis einer angeblich zunehmenden gemeinwohlfremdeten gesellschaftlichen Grundeinstellung und damit letztlich des Werteverfalls interpretiert wurde bzw. immer noch wird. Auch die so genannten „Kommunitaristen“ reihten sich in die Front der „Werteverfalls“-Kritiker ein, indem sie glaubten, dem Wertewandel einen Verlust des sozialen Bindekitts und in Verbindung damit die Gefahr einer sozialen Desintegration zuschreiben zu müssen.<sup>2</sup> Es wurde dabei – und wird verschiedentlich heute noch – die Tatsache verdrängt, dass eine starke Partnerschafts- und Freundschaftsorientierung der Individuen, ein Wachstum des freiwilligen bürgerschaftlichen Engagements und in Verbindung damit ein wachsendes Interesse an gemeinwohlbezogenem Handeln durchaus zu den empirisch nachweisbaren Begleiterscheinungen des Wertewandels gehören.<sup>3</sup> Zu den jüngsten Früchten einer Negativbewertung des Wertewandels rechnet ein durch entgegenstehende empirische Daten nicht belehrbares Misstrauen der Politik gegenüber der Reformbereitschaft der Deutschen, denen vorgehalten wird, sich privategoistisch und realitätsblind an wohlfahrtsstaatliche Errungenschaften zu klammern, obwohl ihre Bereitschaft, den „Gürtel enger zu schnallen“, wiederholt durch Untersuchungsergebnisse erhärtet wurde.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Vgl. den Überblick bei Walzer (1993).

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Klages & Gensicke (1999).

<sup>4</sup> Siehe Behnke, in diesem Band; Opaschowski, in diesem Band.

## *Das Zurückbleiben der Forschung; Deutungsirritationen im Datenmangel*

Will man dies alles zu einem Gesamturteil zusammenfassen, dann wird man zu dem Schluss gelangen müssen, die eindrucksvolle Öffentlichkeitskarriere des Wertkonzepts *ambivalent* zu beurteilen. Zwar wurde der Werte- und Wertewandelsforschung aufgrund dieser Karriere eine zunehmende öffentliche Aufmerksamkeit zuteil. Die Bereitschaft der Öffentlichkeit, die konkreten Ergebnisse dieser Forschung zur Kenntnis zu nehmen und sie ggf. auch unter Korrektur gängiger Meinungsurteile zu rezipieren, wuchs aber nicht im gleichen Maße mit. Grob ausgedrückt bedurfte eine Öffentlichkeit, die den Wertewandel oder „-verfall“ in ihr Denk- und Argumentationsrepertoire integriert hatte, dieser Forschung und der von ihr produzierten Ergebnisse kaum mehr. Im Gegenteil waren diese Forschungsergebnisse eher geeignet, zum unwillkommenen Störfaktor inzwischen änderungsresistent gewordener oder ihren eigenen Entwicklungsgesetzmäßigkeiten folgender gesellschaftlicher und politischer Überzeugungssachverhalte zu werden.

Hiermit hängt es wohl auch zusammen, dass die eigentlich erwartbare großzügige *finanzielle Förderung* der Werte- und Wertewandelsforschung nur in einem sehr begrenzten, den bestehenden Forschungsbedarf bei weitem nicht abdeckenden Maße stattfand. So war es bis heute nicht möglich, eine häufig stattfindende und datenreiche Dauerbeobachtung des Wertewandels zu institutionalisieren, so dass bisher – jedenfalls in Deutschland – keine ausreichend dichten Langzeitreihen des Wertewandelsprozesses zur Verfügung stehen. Ich sage dies, ohne die in diese Richtung zielenden verdienstvollen Ansätze des EUROBAROMETERS, des EMNID-Instituts, des Instituts für Demoskopie, des BAT-Forschungsinstituts oder des SINUS-Instituts wie letztlich auch unsere eigenen diesbezüglichen Bemühungen in irgendeiner Weise abwerten zu wollen. Was in dieser Richtung bis heute geschah, reicht aber einfach nicht aus, um dem von der wissenschaftlichen Seite her geltend zu machenden Informationsbedarf in einem befriedigenden Maße abzuhelpfen.

Die bis heute fortbestehende gravierende Lückenhaftigkeit der Daten über den Wertewandel hat Folgen, die das Verständnis dieses gesellschaftlichen Elementarvorgangs – auch unter Wissenschaftlern – einengen und beeinträchtigen. So lässt sich selbst bei dem einen oder anderen Empiriker eine fatale Neigung feststellen, bei gelegentlichen Verschiebungen von Merkmalsausprägungen, wie sie innerhalb eines in sich selbst komplexen Trendverlaufs durchaus normal sind, immer wieder ein Ende des bisherigen Wertewandels und den Beginn eines neuartigen und andersartigen, im Zweifelsfall entgegengesetzten Wertewandels zu verkünden. Eine allerletzte Frucht von diesem Baume entdeckte ich erst kürzlich, als ich in einer lokalen Tageszeitung einen Artikel eines Wissenschaftlers fand, in welchem auf der Grundlage aktueller Daten ein „neuer

Trend“ der „jungen Generation“ zum „Re-Grounding“, zur Bodenständigkeit also, festgestellt wurde. Leider verband sich diese für sich allein betrachtet keineswegs uninteressante Feststellung mit der pauschalen Behauptung, der bislang beobachtbare Wertewandelstrend in Richtung einer „Individualisierung“ sei damit „vorbei“. Charakteristischer Weise wurde die Frage, ob das besagte „Re-Grounding“ – ebenso wie bestimmte weitere Einzelentwicklungen der zurückliegenden Jahre – evtl. nur als eine partielle Modifikation eines nach wie vor vorherrschenden breiter angelegten Wertewandelstrends zu verstehen sein könnte, gar nicht aufgeworfen.<sup>5</sup>

### *Die Offenheit der Frage nach dem Langfristcharakter des Wertewandels*

Blickt man weiter zurück, dann kann man feststellen, dass Versuche zu einer Totsagung insbesondere der „individualistischen“ Komponenten des Wertewandelstrends inzwischen bereits Tradition haben. Man konnte sie – in Verbindung mit temporären Trendschwankungen – bereits in den späten 70er Jahren und nachfolgend in den 80er Jahren beobachten. Es kamen in allen diesen Fällen verschiedene Antriebskräfte zusammen, die sich in übereinstimmender Richtung auswirkten, nämlich erstens ideologische Interessen, die durch das Verständnis des Wertewandels als „Werteverfall“ auf den Plan gerufen waren, zweitens Neuheits- und Dramatisierungsinteressen der Medien, drittens aber auch die – menschlich verständlichen, aber der Sache keinesfalls dienlichen – Interessen einzelner Wissenschaftler an forcierter öffentlicher Selbstdarstellung und Wahrnehmung. Das Gesamtbild des Wertewandels wurde durch solche dem Gesetz des intellektuellen Pendelschlags gehorchenden, den langfristigen Wertewandelstrend abdunkelnden Kurzfristdiagnosen immer wieder überlagert und zum Schaden einer langfristigen Analyse aus dem Blickfeld gerückt. In der Wissenschaft selbst führte diese Deutungshektik zu einem weitgehenden Verlust der Diagnosesicherheit, zumal die innerwissenschaftliche Diskussion inzwischen zu einer weitgehenden Infragestellung des zeitweilig auch in Deutschland dominierenden Inglehart-Ansatzes geführt hatte. Auf die Frage: Was ist der „Wertewandel“ eigentlich? Ist er ein langfristiger, mit dem säkularen Modernisierungsprozess verknüpfter Vorgang, oder ist er ein von einer Dynamik mit offenem Ausgang bestimmter, keinem überdauernden Muster folgender Vor-

---

<sup>5</sup> Es ist hier nicht der Ort für Auseinandersetzungen mit anderen Beiträgen in diesem Band. Um der Eindeutigkeit willen sei jedoch angemerkt, dass die hier von mir vertretene Position eine kritische Infragestellung der von Markus Klein vorgetragenen These eines "Wandels des Wertewandels" (vgl. den unter diesem Titel aufgenommenen Beitrag in diesem Band) einschließt.

gang? Oder ist er vielleicht sogar ein zyklisch ablaufender, d.h. gegebenenfalls seine Richtung umkehrender und in die Vergangenheit zurückführender Prozess? – Auf diese eigentlich erstrangige Frage gibt es bis heute noch immer keine einheitliche Antwort. Dasselbe gilt für die Beantwortung der damit verknüpften Frage nach der aktuellen und zukünftigen *Richtung* des Wertewandels. Natürlich *gibt* es diesbezügliche Antworten, aber sie stimmen nicht überein. Vor allem gibt es bisher noch einen Mangel an Möglichkeiten, mit empirisch-analytischen Mitteln zu einer *Entscheidung* zwischen unterschiedlichen Antworten zu gelangen. Die Werte- und Wertewandelsforschung hat infolgedessen bis heute eine offene und ungesicherte Flanke genau an demjenigen Punkt, an dem sich eigentlich längst eine intensive Forschungspraxis mit der Zielsetzung der Gewinnung einer empirisch abgesicherten „Theorie“ des Wertewandels entwickelt haben sollte. Soll dieser unbefriedigende Zustand überwunden werden, dann muss die Werte- und Wertewandelsforschung *einerseits* in die Lage versetzt werden, der Komplexität und Dynamik des Wertewandelsprozesses mit all seinen Schwankungs-, Verschiebungs- und Differenzierungsaspekten empirisch gerecht zu werden. Hierzu gehört unter allen Umständen eine Fähigkeit zur Erfassung *kurzfristiger* Änderungen. Die Werte- und Wertewandelsforschung muss sich dann aber *andererseits* auch in die Lage versetzen, die übergreifenden *Langfrist*aspekte des Wertewandels zu erfassen, um dessen vermutlich vorhandenen situationsübergreifenden Gesamttrend nicht aus den Augen zu verlieren. Sie wird diese beiden komplementären Leistungen nur unter der Bedingung erbringen können, dass sie, um dies nochmals – und mit verstärktem Nachdruck – zu sagen, über *Zeitreihen* verfügt, welche auf möglichst jährlich stattfindenden merkmalsreichen Wiederholungsbefragungen aufbauen, die über längere Zeiträume hinweg durchgehalten werden.<sup>6</sup>

Natürlich darf bei der Aufstellung einer solchen Forderung nicht außer Acht bleiben, dass es in Deutschland eine quasi offiziell betriebene sozialwissenschaftliche Dauerbeobachtung gibt – ich erwähne nur das jährliche Sozio-ökonomische Panel, den Allbus, d.h. den Datenreport, der jährlich von ZUMA und dem Statistischen Bundesamt herausgebracht wird, und den deutschen Teil des alle zwei Jahre stattfindenden „European Social Survey“. Die Werteforschung ist in diesen Erhebungen bisher aber nur schwach und im Ganzen genommen nicht ausreichend repräsentiert. Zwar werden im sogenannten „core module“ des European Social Survey regelmäßig „sozio-politische“, „moralische“ und

---

<sup>6</sup> Diese Feststellung bedeutet keineswegs eine Abwertung der international vergleichenden Werte- und Wertewandelsforschung, die insbesondere durch die European Values Study und den World Values Survey bedeutenden Auftrieb erfahren hat. Wie eine Reihe vorliegender Ergebnisauswertungen zeigt, lassen sich auf dem Wege des internationalen Vergleichs vielfältige wichtige Aufschlüsse über Strukturmerkmale des Wertewandels gewinnen, die allerdings die beim Zeitvergleich gewinnbaren Erkenntnisse nicht ersetzen können.

„soziale“ Werte“ abgefragt (während im Sozio-ökonomischen Panel, im Allbus und im Datenreport Werte bisher nur relativ selten und in unregelmäßigen zeitlichen Abständen wie auch ohne die dringlich erforderliche Bereitschaft zur langfristigen Durchhaltung von Entscheidungen zugunsten wertbezogener Fragen berücksichtigt wurden). Überprüft man jedoch die Fragebögen des ESS, dann findet man leider erst seit kurzem einen Appendix, in welchem ein vollständiges Werte-Inventar (das von Shalom Schwartz nämlich) auftaucht. Noch hoffnungsvoller als diese Entwicklung mag eine neue Untersuchung im Rahmen des World Values Survey stimmen, in welche verschiedene Wertinventare – so unter anderem auch unser eigenes Speyerer Inventar – einbezogen wurden, so dass Vergleiche möglich werden (Welzel, o. J.). Zunächst steht aber noch dahin, ob diesen Ansätzen eine reale Kontinuitätschance zukommt. Der fast schon zur Sprachlosigkeit veranlassende Abbruch der vom EMNID-Institut über ca. 50 Jahre hinweg betriebenen Erhebung von „Erziehungszielen“ nach einer letzten Erhebung im Jahr 2001 mag diesbezüglich zur Skepsis veranlassen. Außerdem sind aber bisher auch nur sehr wenige Bemühungen um eine Verknüpfung der Ergebnisse von Wertestudien zu verschiedenen Zeitpunkten mit der Zielsetzung der Gewinnung zusätzlicher Informationen über den Verlauf und die Struktur der Wertedynamik erkennbar. Bemühungen, die wir selbst in dieser Richtung kürzlich von Speyer aus einleiteten, stießen bei einer von uns angesprochenen Stiftung auf mangelnde Resonanz und mussten angesichts fehlender finanzieller Förderung zunächst eingestellt werden. Geht man vom gegenwärtigen Zustand aus, dann muss – ungeachtet der genannten „Silberstreifen am Horizont“ – die Situation der Werteforschung innerhalb der institutionalisierten sozialwissenschaftlichen Dauerbeobachtung als schlechterdings defizitär bezeichnet werden.

### 3. Kritische Fragen an die Werte- und Wertewandelsforschung

Ich bin mit diesen Anmerkungen bereits bei einer kritischen Beschäftigung mit der innerwissenschaftlichen Situation der Werteforschung angelangt, die mit der enormen Öffentlichkeitsbedeutung und -wirkung des Wertkonzepts und mit dessen potentieller Bedeutung als Integrationskonzept der Wissenschaften vom Menschen auf eine eigentümliche Weise kontrastiert. Kurz gesagt erscheint die Werteforschung – von innen betrachtet – ungeachtet der Tatsache, dass sie inzwischen bereits auf eine eigenständige Geschichte zurückblicken kann, auch im gegenwärtigen Zeitpunkt noch relativ ungefestigt, um nicht zu sagen un-etabliert.

## *Wie lässt sich dem Konsensmangel bezüglich der Definition und Operationalisierung des „Wert“-Begriffs abhelfen?*

Obwohl im vorliegenden Rahmen hierfür nur sehr wenig Raum zur Verfügung steht, sei diese kritische Feststellung wenigstens stichwortartig mit einigen konkreten Hinweisen untermauert.

Es sei hierbei an erster Stelle der Tatsache Erwähnung getan, dass es bei den Forschern, die sich empirisch mit Wertorientierungen beschäftigen, nach wie vor einen erheblichen Dissens bezüglich der Definition des „Wert“-Begriffs selbst gibt. Ich weiß zwar nicht, ob die Zählung Rüdiger Lautmanns, der im Jahr 1969 bei der Untersuchung verschiedener Veröffentlichungen 180 unterschiedliche Wert-Definitionen feststellte, noch immer zutrifft (Lautmann, 1969). Seine Feststellung, dass unter „Werten“ unterschiedliche Dinge verstanden werden, ohne dass dies immer mit der nötigen Klarheit reflektiert wird, ist aber nach wie vor richtig. So mussten Thomas Gensicke und ich uns selbst erst kürzlich gegen eine Kritikerin verteidigen, die Ergebnisse, welche wir unter Verwendung eines mit „Lebenszielen“ arbeitenden Werte-Inventars erzielt hatten, unter Berufung auf Daten infrage stellte, die mittels der Abfragung von Vorstellungen über eine „ideale Gesellschaft“ erzielt worden waren (Klages & Gensicke, 2006). Natürlich muss man zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen gelangen, wenn man das eine oder das andere tut. Genau dasselbe gilt jedoch z.B. auch für die von Inglehart als Wert-Indikatoren benutzten Einstellungen zu politischen Ziel- und Gestaltungsalternativen wie „stabile Preise“ versus „freie Meinungsäußerung“, bei deren Verwendung man natürlich wiederum in einen anderen Teilbereich des bisher noch nie gänzlich ausgeloteten Werte-Universums gelangt. Ich möchte mich zwar keinesfalls dafür aussprechen, dass die Werteforschung in Zukunft anstelle voneinander abweichender Werterfassungsinstrumente nur noch ein einziges Instrument verwenden sollte. Eine solche Standardisierung würde notwendigerweise eine Einschränkung und inhaltliche Verarmung der Werteforschung mit sich bringen. Was mir notwendig erscheint, sind vielmehr Untersuchungen vergleichender Art über die Aussagekraft unterschiedlicher Werterfassungsinstrumente, die es bisher aber kaum gibt. Welche Informationen erzielt man mit Wert-Inventaren unterschiedlicher Art? Es ist genau diese etwas trocken anmutende Fragestellung, der unter den gegenwärtigen Bedingungen – aus wissenschaftsinterner Perspektive beurteilt – eine kaum zu überschätzende Bedeutung zukommt.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Bei der Niederschrift dieser Feststellung waren mir die vergleichenden Wertinventar-Analysen von Bilsky und von Strack, Gennrich & Hopf in diesem Tagungsband noch nicht bekannt. Ich werte diese Analysen, wie z.B. auch die bereits erwähnte Analyse von Chr. Welzel, als Pionierarbeiten, welche das Potenzial beinhalten, der Werte- und Wertewandelsforschung über eine gravierende Entwicklungsschwelle hinwegzuhelfen.

## *„Einstellungen“ und/oder „Werte“? „Kulturelle Wertemuster“ und/oder „Wertorientierungen“?*

Ich habe gerade eben, als ich das Inglehart'sche Werte-Inventar ansprach, von „Einstellungen“ und nicht von „Werten“ gesprochen, wobei unter der Hand ein weiterer seit längerem bestehender, aber immer noch nicht erledigter Unklarheits- und Dissenspunkt der Werte- und Wertewandelsforschung ins Spiel kam: Die Beantwortung der Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von „Einstellungen“ und „Werten“, wie auch der daran anschließenden forschungspraktisch höchst bedeutsamen Frage, inwieweit sich „Werte“ auf dem möglicherweise leichter gangbaren Weg der Abfragung von „Einstellungen“ erfassen lassen. Natürlich kann man diese Fragen – so wie Inglehart – pragmatisch lösen, indem man sie unbeantwortet lässt, zumal es zwischen „Werten“ und „Einstellungen“ mit Sicherheit eine breite Übergangszone gibt. Man sollte sich aber über die Bedeutung klarer definitorischer Abgrenzungen und Zuordnungen nicht täuschen, die bisher noch immer weitgehend fehlen, oder über die es zumindest noch keinen ausreichenden Konsens gibt. Dasselbe gilt für die Inbeziehungsetzung und gegenseitige Abgrenzung von „Werten“, „Bedürfnissen“, „Motiven“, „Interessen“, „Leitbildern“, „Aspirationen“, „Meinungen“, „Vorurteilen“, „Stereotypen“, „Idealen“ und „Ideologien“. Wo Definitionen und Zuordnungen fehlen, stellen sich leicht Gleichsetzungen ein, die einem das Leben zu erleichtern scheinen, die aber zu schweren Missverständnissen führen können. Letztlich lässt sich auch die nicht enden wollende Diskussion über ein angebliches Ende des Wertewandelstrends, oder über einen „neuen“ Wertewandel (vgl. oben), zumindest zum Teil auf die hier bestehenden Unklarheiten zurückführen. Handelt es sich bei den empirisch allenthalben feststellbaren intertemporalen Abweichungen der Ausprägung von Wertorientierungen vom Modell eines „linearen“ Trends nun eigentlich um echte Trendschwankungen der Werte, oder etwa nur um eine Varianz derjenigen vielfach im Einstellungsbereich angesiedelten Werte-Indikatoren, mit denen Werte gewissermaßen stellvertretend gemessen werden? Ich selbst ging frühzeitig davon aus, dass die Werteforschung weitgehend darauf angewiesen ist, sich mit der Messung der „Aktualisierung“ von Werten zufrieden zu geben, die ggf. in Reaktion auf situative Gegebenheiten erfolgt, ohne jedoch über die dahinter stehende substanzielle Dynamik oder Konstanz von Werten, wie z.B. auch über den – möglicherweise sehr unterschiedlichen - Aktualisierungsspielraum von Werten und dessen Bedingungen Auskunft geben zu können. Ich selbst muss bekennen, an diesem sehr wichtigen Punkt bisher nicht sehr viel weiter gekommen zu sein. Ich bemerke an diesem Punkt allerdings auch bei anderen Werteforschern bisher keine sehr viel weiterführenden Erkenntnisse.

Einschlägige Probleme und Missverständnisse belasten aber z.B. auch das gegenseitige Verhältnis des Wertverständnisses – genauer gesagt, der in beiden

Disziplinen feststellbaren Spielbreiten von Wertverständnissen – in der Soziologie und Psychologie. Während die Psychologie keine Schwierigkeiten zu haben scheint, unter „Werten“ individuelle Wertorientierungen zu verstehen, so wie wir selbst dies wiederholt in unseren eigenen Forschungen getan haben, leidet die Soziologie – also meine eigene Disziplin – in dieser Hinsicht unter schweren Skrupeln. Man kann dies z.B. anhand des sehr einflussreichen Soziologie-Lehrbuchs des Mannheimer Soziologen Hartmut Esser erkennen, der unter „Werten“ grundsätzlich normative Vorgaben im Rahmen des „institutionellen Überbaus“ einer Gesellschaft versteht, die zwar von den Individuen über Bewertungs- und Wahlakte in ihr Handlungsrepertoire integriert werden können, die ihren angestammten Platz jedoch im kulturellen System der Gesellschaft und nicht im individuellen Personensystem haben, das vielmehr nach dem Modell eines rational handelnden „Homo oeconomicus“ interpretiert wird (Esser, 1999, S. 245ff.). Für einen disziplinspezifisch sozialisierten Normalsoziologen ist ein Werteforscher, der sich empirisch mit den Wertorientierungen der Individuen beschäftigt, ohne auf den sogenannten kulturellen Überbau der Gesellschaft Bezug zu nehmen und nach dem Institutionalierungs- und Allgemeinverbindlichkeitsgrad von Werten zu fragen, eo ipso ein psychologieverdächtiger Abweichler (wobei im Augenblick die Frage offengelassen sei, ob Soziologen immer genau wissen, womit sich Psychologen beschäftigen).

*Sind Werte regulärer Weise hierarchisch strukturiert?*

*Sind „Wertesynthesen“ dys- oder eufunktional?*

Ich möchte mich an dieser Stelle auf ein einziges weiteres traditionsreiches, jedoch immer noch aktuelles Problem der Werte- und Wertewandelsforschung beschränken, das mit der Konzipierung des sogenannten „Wertraums“ zusammenhängt. Die Frage, wie man sich das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Werte vorzustellen hat, die sich bei einem Individuum vorfinden, wird in der Werteforschung noch immer sehr unterschiedlich beantwortet. Auf der einen Seite hat die Vorstellung Anhänger, dass Werte, wenn sie „funktionieren“ sollen, grundsätzlich hierarchisch geordnet sein müssen, so dass es unter „gesunden“ gesellschaftlichen Bedingungen im Verhältnis zwischen einzelnen Werten immer nur Überordnung und Unterordnung geben kann. Auf der anderen Seite steht die – z.B. auch von uns selbst vertretene, unserer Meinung nach empirisch solide begründbare – Auffassung, dass Werte durchaus im Konflikt stehen, oder auch miteinander Verbindungen bzw. „Synthesen“ eingehen können (Klages & Gensicke, 2006). Für uns selbst besitzt diese Frage deshalb eine herausgehobene Bedeutung, weil wir davon ausgehen, dass sich im Prozess des aktuellen Wertewandels in einem zunehmenden Maße Wertesynthesen ausbreiten, wobei sich die scharfen Kanten zwischen den verschiedenen

Werte-Typen und -Gruppierungen in der Bevölkerung (so z.B. zwischen Idealisten, Materialisten und Konventionalisten) abschleifen.

Eine sehr wichtige Konsequenz dieses Prozesses ist unserer Auffassung nach, dass sich in den in immer schnellerer Veränderung befindlichen modernen Gesellschaften nicht ein rapider Anstieg sozialer Feindseligkeit und Aggression ereignet, sondern konsensuelle Strategien der Globalisierungsbewältigung möglich bleiben.<sup>8</sup> Wir sehen Menschen mit einer ausgeprägten Wertesynthese von daher als „moderne“ Menschen mit einer besonders stark entwickelten Problembewältigungsfähigkeit an, was wir anhand von Daten unter Beweis stellen zu können glauben (Klages & Gensicke, 2006). Wer meint, dass Werte immer hierarchisch geordnet sein müssen, wenn sie funktionieren sollen, wird dagegen Menschen mit Wertesynthesen eher als pathogene Fälle mit geringer Problembewältigungsfähigkeit ansehen müssen. Auch bei der Entscheidung über diesen sehr wichtigen Streitpunkt macht sich wiederum der von mir angesprochene *Datenmangel* der Werteforschung hemmend bemerkbar!

#### 4. Schluss: Einige Erwartungen bezüglich der Zukunft der Werte- und Wertewandelsforschung

Genau genommen habe ich mich – der Themenvorgabe entsprechend – im Zusammenhang der vorstehenden kritischen Betrachtungen und Überlegungen schon fortwährend mit der Zukunft der Werteforschung beschäftigt. Genauer gesagt habe ich mich mit Weiterentwicklungen der Werte- und Wertewandelsforschung beschäftigt, die ich gegenwärtig noch vermisste und deren Realisierung ich mir für die Zukunft erhoffe und wünsche.

Ich will das Gesagte zum Abschluss nur kurz wiederholen und akzentuieren: Ich erhoffe und wünsche mir vor allem mehr empirische Werte- und Wertewandelsforschung als bisher, wobei ich insbesondere auch die bisher noch defizitäre Entwicklung dichter und datenreicher Langzeitreihen im Blick habe. In diesem Zusammenhang erwarte ich mir eine aktivere Rolle der Werte- und Wertewandelsforschung in aktuellen gesellschaftsbezogenen Diskursen, deren Abschottung gegenüber der empirischen Forschung zumindest reduziert werden sollte. Ich erwarte mir des Weiteren – innerwissenschaftlich – die Klärung einer Reihe von Theorie- und Methodenfragen, die schon viel zu lange anstehen und deren fortdauernde Ungeklärtheit zur Zersplitterung der Werte- und Wertewandelsforschung und zu ihrer relativen Ohnmacht gegenüber außerwissenschaftlichen Einflüssen beiträgt.

---

<sup>8</sup> Siehe auch Opaschowski, in diesem Band.